



Leseprobe aus Flick und Herold, Zur Kritik der partizipativen Forschung.
Forschungspraxis im Spiegel der Kritischen Theorie,
ISBN 978-3-7799-6300-4 © 2021 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6300-4](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6300-4)

Inhalt

| | |
|--|---|
| Zur Kritik der partizipativen Forschung Eine Einleitung <i>Sabine Flick und Alexander Herold</i> | 7 |
|--|---|

I Kritische Theorien partizipativer Forschung

| | |
|---|----|
| Reflexivität als Mantra? Voraussetzungen und Grenzen partizipativer Forschung <i>Sabine Flick und Katharina Hoppe</i> | 18 |
| Wahrheit und Vernunft Das Research Forum als methodologischer Rahmen partizipativer Forschung <i>Stefan Thomas</i> | 41 |
| Zum Subjekt-Objekt-Verhältnis in partizipativen Forschungsansätzen <i>Raem Abd-Al-Majeed, Daniel Günther und Frederik Schuck</i> | 65 |

II Kritische Sozialforschung zwischen Rekonstruktion und Partizipation

| | |
|---|-----|
| Rekonstruktive Kritik und partizipative Forschung Eine Vorführung in zwei Aufzügen <i>Ferdinand Sutterlüty</i> | 90 |
| Parteilichkeit, Partnerschaft, Partizipation Zur Kritik der Symmetrisierungsbestrebungen im Kontext empirischer Sozialforschung <i>Sarah Speck</i> | 114 |
| Doing reflexivity – Wissensproduktion in partizipativen und ethnografischen Settings <i>Annette Hilscher</i> | 129 |

III Herausforderungen partizipativer Forschungspraxis

- Manövrieren zwischen gesellschaftlichem Wandel, Lernen und der Generierung neuen Wissens – das Bermudadreieck der partizipativen Forschung
Gesine Bär und Christian Reutlinger 156
- Dynamiken der Nähe und Distanz in der partizipativen Forschung – Partizipation trotz instrumenteller Nähe?
Annika Becker, Clara Becker, Stephanie Costagli, Jacqueline Herget und Florian Wehrle 185
- Überforderung durch Aufforderung zur Partizipation?
(Nicht-)Aneignungsprozesse am Beispiel von partizipativen Forschungsprojekten mit Seniorinnen und Jugendlichen
Ina Braune, Angelina Schaefer, Miriam Schmitt, Madleina Spatz und Maximilian Voigt 205
- Practitioner Research als partizipative Wissensproduktion reflexiver Professionalität
Michael May 226

IV Zur Kritik der partizipativen Forschung

- Partizipative Reflexivität postkolonialer Ethnografie und Möglichkeiten des Schweigens als Kritik
Vanessa E. Thompson 248
- Von Emanzipation zu Partizipation und zurück: Erfahrungswissen in der psychiatrischen Forschung
Jasna Russo 265
- Epistemischer Paternalismus und transformative Reflexivität? Zur immanenten Kritik der partizipativen Forschung
Sabine Flick und Alexander Herold 287

- Angaben zu den Autor_innen** 314

Zur Kritik der partizipativen Forschung

Eine Einleitung

Sabine Flick und Alexander Herold

„November 1999. We had just completed the interviews and focus groups, all collaboratively facilitated by a prisoner researcher and an (outside) graduate student researcher. The transcriptions were complete and our analyses emerging. Researchers from The Graduate Center brought the codes into the prison to see if the women would agree with the coding scheme. It seemed all was going well, when suddenly, Judy asked, ‚So we get to collect the data, but you do the analysis? What kind of division of labor is that?‘ “ (Fine/Torre 2006, S. 262)

Judy, die mit vollem Namen Judith Clark heißt, beteiligt sich als Co-Forschende an einem Forschungsprojekt in dem Gefängnis, dessen Insassin sie ist. Sie sträubt sich dagegen, Teil einer epistemischen Arbeitsteilung zu sein, in der sie mit ihrer eigenen Lebenspraxis bloß das empirische Material liefert, über dessen Wahrheit sie dann der soziologische Blick aufklärt. Ihr Protest macht deutlich, dass dieser analysierende und objektivierende Blick für die alltäglichen Akteur_innen bisweilen eine Zumutung ist. Wahrscheinlich tritt dieser Konflikt um Deutungsmacht und epistemische Autorität kaum irgendwo so offen zu Tage wie in explizit partizipativer Forschung, die für den Forschungsprozess die Norm der Inklusion aller Beteiligten reklamiert. Partizipative Forschung unterscheidet sich von anderen Formen der Sozialforschung gerade dadurch, dass sie aus den sonst passiv Beforschten aktive Sozialforscher_innen der eigenen Wirklichkeit machen möchte. Partizipative Forschung will, dem vielzitierten Credo folgend, „[n]icht Forschung *über* Menschen und auch nicht *für* Menschen, sondern Forschung *mit* Menschen“ sein (Bergold/Thomas 2010, S. 333; Herv. i. Orig.). Insofern partizipative Forschung dazu antritt, die Perspektiven von Teilnehmer_innen und Beobachter_innen der Lebenswelten auf Augenhöhe zusammenzubringen, bietet sie einen diskursiven Raum, das Verhältnis von Forschenden und Beforschten, von Subjekt und Objekt der Forschung, aktiv auszuhandeln und neu zu bestimmen. Auf diesen normativen Anspruch bezieht sich auch Judith Clark, die im obigen Zitat dessen Realisierung einklagt. Sie stellt damit die Haltung der akademischen Sozialforscher_innen infrage, die sich an die Analyse der restriktiven Welt des Gefängnisses machen, dabei je-

doch die Stimmen derjenigen missachten, denen sie zur Emanzipation verhelfen wollen.

Mit ihrer situativen Anklage aus dem Alltag empirischer Sozialforschung bringt Judith Clark ein grundsätzliches Problem kritischer Soziologie auf den Punkt: Dass diese nämlich zur Begründung ihrer Kritik nicht selten davon ausgeht, über die soziale Wirklichkeit der Menschen besser Bescheid zu wissen, als diese das eigenständig könnten. Sie verweist die Menschen in den Stand unwissender Lai_innen, die als solche nicht selbst in der Lage seien, sich zu emanzipieren, sondern dazu der Aufklärung durch die Soziologie bedürfen. Prominent formuliert etwa Luc Boltanski den Vorwurf gegen das Bourdieu'sche Modell einer kritischen Soziologie, dass dabei „eine Kluft errichtet wird zwischen düpierten Akteuren und einem Soziologen, der – einigen Formulierungen zufolge sogar als einziger – in der Lage ist, ihnen die Wahrheit über ihre soziale Lage zu enthüllen“ (Boltanski 2010, S. 42). Dieses „maßlose Vermögen“ komme „imperialistischen Ansprüchen“ (ebd.) gleich und müsse als letztlich antiemanzipatorisches Verhalten selbst zum Gegenstand der Kritik gemacht werden. Die vermeintliche Kritik ist demnach nur ein kaum verhüllter Paternalismus.

Gegen die erneute Einsetzung dieser epistemischen Arbeitsteilung, in der die Akteur_innen das Material liefern, das die Soziolog_in bemisst, einordnet und bewertet, fordert Judith Clark ein, als Expertin ihrer eigenen Lebenswelt anerkannt zu werden. Sie verweist darauf, dass sie und ihre Mitinsassinnen durchaus in der Lage seien, ihre Lebensbedingungen einer Analyse zu unterziehen, und dass diese Fähigkeit in der Sozialforschung angemessen berücksichtigt werden müsse. Zum Umgang mit diesem Problem bietet partizipative Forschung in erster Annäherung damit einen entscheidenden Vorteil gegenüber nicht partizipativer Sozialforschung. Umso erstaunlicher scheint es, dass sie in der aktuellen Debatte um den Status der Kritik in Soziologie und Sozialtheorie kaum eine Rolle spielt. Hier setzt unser Band an: Die folgenden Beiträge unterziehen die partizipativen Forschungsansätze einer kritischen Würdigung und wollen sie zugleich mit kritischer Theorie ins Gespräch bringen. Zugleich formulieren wir, in Anschluss an Judith Clark, aber auch eine immanente Kritik an der partizipativen Forschung.

1. Kritische Theorie als Forschungspraxis?

Dem Problem, dass sich die Sozialforschung immer wieder in paternalistischer Manier über die Akteur_innen hinwegsetzt und deren Perspektiven systematisch verzerrt, haben sich Vertreter_innen zahlreicher Zugänge zur Sozialforschung auf verschiedene Arten und Weisen gewidmet. Was wir hier Paternalismus nennen, trägt dabei teils weitaus schärfere Titel. In feministischen De-

batten wurde beispielsweise der omnipräsente Androzentrismus der patriarchalen Wissenschaft herausgearbeitet: Carol Gilligan (1983) und andere haben den maskulinen Blick als Verzerrung der Realität, vor allem der Lebensrealität von Frauen, und als eine falsche Verallgemeinerung einer bloß vermeintlich universalen Perspektive kritisiert. Autorinnen wie Maria Mies (1978), Sandra Harding (1994), Donna Haraway (1996) und weitere haben sich um die Akzentuierung eines dezidiert feministischen Zugangs zu Epistemologie und Methodologie verdient gemacht. Auf ähnliche Weise arbeitet Patricia Hill Collins (2000) die systematische Ignoranz gegenüber den spezifischen Perspektiven schwarzer Frauen heraus. Nicht zuletzt, weil sie das intellektuelle Schaffen schwarzer Frauen missachteten, seien die Soziologie und ihre Nachbardisziplinen bisher weitgehend unfähig, für deren Lebensrealitäten angemessene Begriffe zu finden.

„I found my training as a social scientist inadequate to the task of studying the subjugated knowledge of a Black women’s standpoint. This is because subordinate groups have long had to use alternative ways to create independent self-definitions and self-valuations and to rearticulate them through our own specialists“ (ebd., S. 252).

Collins weist in ihren Arbeiten deswegen ausführlich auf die lange Tradition der Kritik rassistischer und sexistischer Verhältnisse im intellektuellen Leben schwarzer Frauen in den USA, die sich unabhängig von der institutionalisierten Sozialwissenschaft ausgebildet hat. Folgt man diesen Ansätzen, muss Sozialforschung von den Erfahrungen und Perspektiven der Akteur_innen ausgehen, will sie nicht nur eine Kritik herrschaftsförmiger Verhältnisse, sondern auch der verschleierte Verallgemeinerung des androzentrischen, weißen oder anderweitig hegemonialen Blicks leisten.¹ Die Kritik der androzentrischen und rassistischen Verzerrung der Wirklichkeit trifft dabei nicht nur die hegemoniale Wissenschaft, sondern ist und war auch immer an die gerichtet, die sich selbst als *kritisch* versteht. Gerade in der Kritischen Theorie ist dabei nicht selten auf einer privilegierten Erkenntnisposition der soziologischen Betrachter_in bestanden worden. So beharrt Adorno darauf, dass zwar die Kritische Theorie, um nicht in „Dogmatismus“ zu verfallen, ihre „Begriffe, die sie gleichsam von außen mitbringt, umsetzen [muss] in jene, welche die Sache von sich selber hat“ (Adorno 1972, S. 197). Entsprechend muss es ihr auch auf die Selbstverständnisse und -deutungen der Akteur_innen ankommen. Gleichzeitig gilt ihm aber, dass sich diese erst im Zusammenhang mit den ideologisch verkannten We-

1 Nicht zuletzt dreht sich auch die Debatte um Writing Culture und die Frage nach der Möglichkeit der Repräsentation der Beforschten um ein analoges Problem.

sensprinzipien der Gesellschaft erschließen lassen. Die Selbstverständnisse müssten von der Theorie deswegen „gleichzeitig geachtet als auch verachtet werden“ (ebd., S. 215). Wenn etwa „die Arbeiter sich selbst nicht mehr für Arbeiter halten und leugnen, daß es so etwas wie ein Proletariat überhaupt noch gibt, so wäre der Beweis für die Nichtexistenz des Proletariats nicht geführt“ (ebd., S. 213). Allerdings nötigt ein solches Selbstverständnis die Theorie zur Auseinandersetzung mit der Frage, ob nicht doch „an der sozialen Objektivität etwas Wesentliches sich geändert habe“ (ebd.). Ob nun aber zu deren Aufklärung die Deutungen besagter Arbeiter_innen selbst einen aktiven Beitrag zu leisten hätten, bleibt bei Adorno mindestens fraglich. Im Unterschied dazu fordert Harding von einer sich kritisch verstehenden Sozialforschung, „das erkennende Subjekt auf dieselbe Ebene von Kausalität und Kritik zu stellen wie die Objekte seiner Forschung“ (Harding 1994, S. 178). Die Forschenden hätten im Feld deshalb „vielfältige Strategien der Demokratisierung der Situation ausarbeiten“ (ebd., S. 179). Wiederholt weist allerdings auch Harding wie andere der genannten Autorinnen darauf hin, dass sich die soziale Position keineswegs per se in ein weniger partiales Bewusstsein oder einen weniger verzerrten Blick auf die Welt übersetzt. Harding beschreibt einen feministischen Standpunkt als eine kollektive „Errungenschaft“ (ebd., S. 144), weil er sich erst in der aktiven, politischen Auseinandersetzung herausbildet und sich dadurch von der unmittelbaren Alltagsperspektive unterscheidet.

Der Vorwurf, die Theorie setze sich immer wieder in paternalistischer Manier über die Selbstdeutungen der Akteur_innen hinweg und sei damit letztlich nicht in der Lage, deren Lebensrealitäten zu verstehen, findet sich auch in der jüngeren Debatte um die Möglichkeit einer immanenten Kritik wieder. Im Raum steht die Frage, wer eigentlich vor welchem Hintergrund in welcher Weise Kritik an Lebensformen, Leidensbedingungen und Pathologien des Sozialen formulieren kann und vor allem gemäß welchen Kriterien (Honneth 2000). Wie aber sollen wir diese Pathologien empirisch diagnostizieren? Wir sollten, so Axel Honneth, einen normativen Standpunkt einnehmen, um Pathologien des Sozialen (oder späteren Fehlentwicklungen der Gesellschaft) zu identifizieren und eine stringente Sozialkritik formulieren zu können: „Nur die sozialen Voraussetzungen der menschlichen Selbstverwirklichung, nicht aber deren Ziele selber [sollen] normativ herausgehoben werden“ (Honneth 2003, S. 277). Eine Gesellschaft lässt sich so immanent kritisieren und auf ihre Möglichkeiten für Selbstverwirklichung hin befragen. Anders als eine *interne* Kritik, die vor allem eigene Maßstäbe von Akteur_innen und deren unzureichende Umsetzung in den Blick nimmt, zielt eine immanente Kritik auf Widersprüche und Krisen, die in den normativen Maßstäben selbst angelegt sind (Jaeggi 2013). Kritische Sozialforschung steht demnach vor einer mindestens doppelten Aufgabe: Sie muss einerseits an die Praktiken der Kritik im Feld anschließen können. Andererseits muss sie eine Beschreibung der sozialen Wirklichkeit

leisten können, die zur Aufklärung der alltäglichen Lebenswelt beiträgt, besonders da, wo sich im Sinne Miranda Frickers (2010) epistemische Ungerechtigkeiten durchsetzen. Wo also Kritik notwendig ist, die noch nicht bereits von den Akteur_innen selbst geleistet wird, oder Begriffe fehlen, die den herrschaftsförmigen Charakter der sozialen Verhältnisse öffentlich als einen solchen benennen.

Auch wenn die eben genannten Arbeiten den Anspruch erheben, eine dezidiert herrschaftskritische Methode zu entwickeln, bleibt häufig unbeantwortet, auf welche Weise eine empirische Sozialforschung in diesem Sinn konkret zu arbeiten hätte. So hält Harding überzeugend fest, „daß die Erkenntnissuche eine demokratische und partizipatorische Politik erfordert“ (Harding 1994, S. 140). Auch Robin Celikates (2009, S. 250 f.) formuliert eine Forderung nach einem Dialog mit den Beforschten. Wie dieser Dialog oder die partizipatorische Erkenntnissuche methodisch ausgestaltet werden soll (und kann), bleibt allerdings offen. Die klassischen Ansätze der Kritischen Theorie haben keine eigenen methodischen Herangehensweisen entwickelt, die diesen Ansprüchen gerecht würden. Zwar bietet sich eine Reihe von rekonstruktiven Verfahren und ethnografischen Zugängen potenziell dafür an, die Perspektiven marginalisierter Akteur_innen ins Zentrum des Arbeitens zu stellen (Abu-Lughod 1990; Naples 2003). Es bleibt jedoch immer die erzählende Stimme der akademischen Sozialforscher_in, die sich ihres empirischen Materials bemächtigt und versucht, die Lebenswelt der Akteur_innen zu repräsentieren oder deren Sinngebungen zu rekonstruieren. Ethnografische Zugänge sind sich dieses Problems durchaus bewusst. Sie küren deshalb eine gesteigerte Selbstreflexivität und ein empathisches Verstehen zum Königsweg, um den beschriebenen Paternalismus einer externen Beschreibung und Kritik zu vermeiden (Behar 1996; Naples 2003, S. 37 f.). Demgegenüber reklamiert die partizipative Forschung einen entscheidenden Vorteil: Anders als in einer ethnografischen Lesart, die ihre Parteinahme als Versuch beschreiben kann, die Innenperspektive der lebensweltlichen Akteur_innen nachvollziehen und verstehen zu wollen, übergibt die partizipative Forschung Kontrolle an diejenigen, über oder eben *mit* denen sie forschen will. Sie versucht die von Harding geforderte Demokratisierung der Erkenntnissuche durch eine Veränderung innerhalb der Forschungsbeziehung einzulösen.

2. Partizipative Forschung als Methode der Kritischen Theorie?

Zahlreiche Beiträge betonen häufig das Potenzial der Partizipation für die Sozialforschung. Es ist zentrales Anliegen und wesentliches Charakteristikum partizipativer Forschung, die Kontrolle über und die Durchführung von Forschung mit denjenigen zu teilen, über deren Lebensbedingungen geforscht

werden soll. Sämtliche Schritte des Forschungsprojekts sollen idealerweise in Kollaboration und auf Augenhöhe mit den alltäglichen Akteur_innen durchgeführt werden. Partizipative Forschung versucht die unterschiedlichen Perspektiven von Teilnehmer_innen und Beobachter_innen der sozialen Welt für den Erkenntnisgewinn nutzbar zu machen (Bergold/Thomas 2012, Abs. 1). Gleichzeitig formuliert sie den Anspruch, Kritik an den gesellschaftlichen Bedingungen üben zu wollen: Partizipative Forschung hat stets die doppelte Zielsetzung, nicht nur etwas über die soziale Welt in Erfahrung zu bringen, sondern zur selben Zeit auf deren Veränderung hinzuwirken (Brydon-Miller 2001, S. 76–80). Indem sie die Akteur_innen in den Forschungsprozess inkludiert, soll die angestrebte Kritik und Veränderung dabei nicht von außen an den jeweiligen Kontext herangebracht, sondern von den Akteur_innen selbst initiiert und getragen werden. Partizipative Forschung versteht ihre Leistung somit als einen Fortschritt in zweierlei Hinsicht: als einen Fortschritt hinsichtlich des Erkenntnisgehalts von Sozialforschung und als einen Fortschritt hinsichtlich der Möglichkeit von Kritik in Sozialforschung. Sie ist zudem ein Forschungszweig, der nach einer ersten Hochphase in den 1970er Jahren – zumindest hinsichtlich der deutschsprachigen Diskussionen – in der Gegenwart neue Aufmerksamkeit erfährt. Zahlreiche Bände und Schwerpunkte einschlägiger Zeitschriften sind in den vergangenen Jahren erschienen, die sich aus verschiedenen fachdisziplinären Kontexten heraus partizipativer Forschungspraxis widmen (Deinet 2009; Bergold/Thomas 2012; von Unger 2014; Schuppener/Buchner/Koenig 2016; Alisch/May 2017; Eck 2019; Mayrhofer/Waechter/Pflegerl 2019; Brensell/Lutz-Kluge 2020; Eßer et al. 2020). Diese Debatte ist vor allem inspiriert durch ein parallel im englischsprachigen Raum stark wachsendes Interesse an partizipativen Forschungsansätzen (Reason/Bradbury 2001; Kemmis/McTaggart 2005; Minkler/Wallerstein 2008; Fine 2009; Noffke 2009). Inzwischen erfährt partizipative Forschung auch eine Würdigung in Fachdebatten und Workshops zu sozialwissenschaftlichen Methoden.² Die partizipative Forschung durchläuft zugleich eine weitere Akademisierung, richtet man den Blick auf die sich ausdifferenzierenden Studiengänge, die sich insbesondere im Kontext Sozialer Arbeit partizipativen Ansätzen widmen, aber auch in den Instituten für Soziologie halten die partizipativen Ansätze Einzug.

Diese Reaktualisierung und Akademisierung partizipativer Forschung sieht sich allerdings mit einigen Herausforderungen und Schwierigkeiten konfrontiert, die wir in diesem Band adressieren. So liegt auf der Hand, dass es einerseits für Co-Forschende nicht gerade trivial ist, sich die notwendigen methodischen Fähigkeiten in knapper Zeit anzueignen, und dass andererseits akademi-

2 So lässt sich beobachten, dass seit 2010 die partizipative Forschung als eine Methode innerhalb des Berliner Methodentreffens vorgestellt wird.

sche Forschende die Herausforderung zu bewältigen haben, sich neue Kompetenzen und Rollenverständnisse aneignen zu müssen (Kemmis/McTaggart 2005, S. 593–596; Bergold/Thomas 2012, Abs. 38–51; Götsch et al. 2012, Abs. 14–25). Über diese praktischen Probleme hinaus stellt sich die Frage, ob die Co-Forschenden im Forschungsprozess tatsächlich substantiell Kontrolle ausüben können oder ihre Einbindung als bloße Zutat empfinden. Gerade wenn partizipative Forschung Veränderung in der alltäglichen Lebenswelt und gar Empowerment der Co-Forschenden anstrebt, verkehrt sie ihre eigenen kritischen Ansprüche womöglich ins Gegenteil, wenn sie Partizipation verspricht, dann aber – aus einer Vielzahl von Gründen – bloße „Pseudobeteiligung“ (Bergold/Thomas 2012, Abs. 32) offeriert (vgl. Fine 2009; Damon et al. 2017). An diese und weitere, im Kontext der partizipativen Forschung debattierten Fragen knüpfen die folgenden Beiträge an. Sie befassen sich etwa mit der Kritik, dass eine Vielzahl partizipativer Forschungsarbeiten in ihrem Streben nach Veränderung nicht weit genug gehe: Gerade im Kontext der Sozialen Arbeit seien diese noch zu sehr dem Management und der Steuerung verpflichtet. Es steht allerdings auch der umgekehrte Vorwurf im Raum: Die emphatische Parteinahme und der Versuch, symmetrische Beziehungen zwischen Forschenden und den sonst nur Beforschten herzustellen, sei für eine Sozialforschung im Grunde hinderlich. Sie stelle sich zu sehr in den Dienst konkreter Interessen im Feld und vernachlässige darüber zwangsläufig die notwendige Offenheit des wissenschaftlichen Blicks. Dabei muss sich die partizipative Forschung auch fragen, ob ihr Verständnis eines symmetrischen Subjekt-Subjekt-Verhältnis zwischen den ganz unterschiedlichen Akteur_innen als normativer Maßstab nicht zu kurz gedacht ist. Dies gilt auch für die immer wieder formulierte Forderung nach Reflexion, der bisweilen transformative Kräfte zugeschrieben werden. Nicht nur soll die permanente Reflexion der diversen Forschungsbeziehungen diese in ihrer Asymmetrie abschwächen helfen, die geforderte Reflexivität wird in mantrahafter Manier für jedwede Prozesse der Selbstveränderung der Akteur_innen in Anschlag gebracht. Auch sie verdient daher besonderer Aufmerksamkeit. Nicht zu vernachlässigen ist hierbei die Frage, wer eigentlich die Akteur_innen sind, deren Beteiligung ermöglicht werden soll. Man mag sich zwar noch darüber einig werden, dass mit Personen, die in einem gefestigten Sinn autoritäre Einstellungen hegen, keine sinnvolle Partizipation zu machen ist. Wie jedoch – und von welchem Standpunkt aus – jeweils eine Entscheidung über die relevanten Akteur_innen oder scheinbar besonders marginalisierten Gruppen getroffen wird, birgt weitaus größere Probleme. Denn die Entscheidung, mit wem geforscht wird, ist normativ und methodologisch folgenreich.

Die im Band versammelten Auseinandersetzungen adressieren diese Themen. Sie versuchen dabei beides, die Potenziale wie die Fallstricke, vor dem Hintergrund der Frage nach Gesellschaftskritik zu betrachten: Inwiefern er-

möglichst partizipative Forschung eine Kritik der sozialen Verhältnisse, ohne in den oben ausgeführten Paternalismus zu verfallen? In einem ersten thematischen Abschnitt finden sich Beiträge, die explizit methodologische Grundsätze partizipativer Forschung in einen Dialog mit Kritischer Theorie bringen wollen. Die Beiträge debattieren die Frage nach der Reflexivität in partizipativer Forschung, nicht nur hinsichtlich der jeweiligen Forschungssituationen, sondern gerade auch als Reflexion auf die strukturellen Machtverhältnisse, in denen partizipative Forschung eingebettet ist und die sowohl das Potenzial für Veränderung als auch das soziologische Verstehen notwendig begrenzen. Der zweite thematische Abschnitt versammelt Beiträge, die einen rekonstruktiven Ansatz kritischer Sozialforschung gegen den partizipativen Ansatz der Kritik diskutieren. Die Autor_innen melden dabei auch Skepsis gegenüber den Versprechen der Partizipation an und legen die Beteiligung als ein Problem für kritische Sozialforschung aus. Im dritten Abschnitt stehen die Herausforderungen partizipativer Forschungspraxis im Zentrum der Diskussion. Mit viel empirischem Material gehen die Autor_innen ihren eigenen Erfahrungen im partizipativen Arbeiten nach und versuchen diese vor dem Hintergrund der hier aufgeworfenen Fragen einzuordnen und zu bewerten. Der abschließende Abschnitt widmet sich in zweierlei Weise der Kritik partizipativer Forschung. Zum einen als eine Variante von Sozialforschung, die etwa Kritik in ethnografischen Settings ermöglicht. Zum anderen zeigen die Beiträge zugleich auch, dass die partizipative Forschung immer wieder droht, hinter ihre eigenen Ansprüche zurückzufallen.

Zum Abschluss dieser Einleitung bleibt uns noch Folgendes zu sagen: Ohne die Unterstützung einiger Personen wäre dieser Band nie Realität geworden. Als Erstes möchten wir Ferdinand Sutterlüty nennen, der sich als versierter Feldforscher mit eben jenen Fragen herumschlägt, die auch uns beschäftigen. Für die Diskussionen mit ihm und seine tatkräftige, auch finanzielle, Unterstützung für die Drucklegung dieses Bandes möchten wir uns herzlich bedanken. Sebastian Wolff, der uns als Quartiersmanager während der Forschung begleitete, gebührt ebenso unser Dank. Sarah Mühlbacher und Felix Roßmeißl, selbst kritische Theoretiker_innen und Feldforschende, haben uns als Leser_innen geholfen, wovon insbesondere unser eigener Beitrag, der den Band abschließt, enorm profitierte. Sarah Sandelbaum hat durch ihr gründliches Korrekturat den Texten zu ihrem letzten Schliff und der Leser_in zu einer hoffentlich angenehmen Lektüre verholfen. Unserem Ansprechpartner im Verlag, Herrn Bronberger, danken wir herzlich für seine kollegiale Zusammenarbeit.

Literatur

- Abu-Lughod, Lila (1990): Can There be a Feminist Ethnography? In: *Women & Performance: A Journal of Feminist Theory* 5, H. 1, S. 7–27.
- Adorno, Theodor W. (1972): Soziologie und empirische Forschung. In: *Gesammelte Schriften. Band 8: Soziologische Schriften I.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 196–216.
- Alish, Monika/May, Michael (2017): *Methoden der Praxisforschung im Sozialraum.* Opladen: Barbara Budrich.
- Behar, Ruth (1996): *The Vulnerable Observer: Anthropology That Breaks Your Heart.* Boston: Beacon Press.
- Bergold, Jarg/Thomas, Stefan (2010): Partizipative Forschung. In: Mey, Günther/Mruck, Katja (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie.* Wiesbaden: Springer VS, S. 333–344.
- Bergold, Jarg/Thomas, Stefan (2012): Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 13, H. 1, Art. 30.
- Boltanski, Luc (2010): *Soziologie und Sozialkritik.* Berlin: Suhrkamp.
- Brensell, Ariane/Lutz-Kluge, Andrea (2020): *Partizipative Forschung und Gender. Emanzipatorische Forschungsansätze weiterdenken.* Opladen: Barbara Budrich.
- Brydon-Miller, Mary (2001): Education, Research, and Action. Theory and Methods of Participatory Action Research. In: Tolman, Deborah L./Brydon-Miller, Mary (Hrsg.): *From Subjects to Subjectivities. A Handbook of Interpretive and Participatory Methods.* New York and London: New York University Press, S. 76–89.
- Celikates, Robin (2009): *Kritik als soziale Praxis. Gesellschaftliche Selbstverständigung und Kritische Theorie.* Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Collins, Patricia Hill (2000): *Black Feminist Thought. Knowledge, Consciousness and the Politics of Empowerment.* New York und London: Routledge.
- Damon, Will/Callon, Cody/Wiebe, Lee/Small, Will/Kerr, Thomas/McNeil, Ryan (2017): Community-Based Participatory Research in a Heavily Researched Inner City Neighbourhood: Perspectives of People Who Use Drugs on their Experiences as Peer Researchers. In: *Social Science & Medicine* 176, H. 1, S. 85–92.
- Deinet, Ulrich (2009): *Methodenbuch Sozialraum.* Wiesbaden: Springer VS.
- Eck, Sandra (2019): *Forschendes Lernen – Lernendes Forschen. Eine Annäherung.* In: dies. (Hrsg.): *Forschendes Lernen – Lernendes Forschen. Partizipative Empirie in Erziehungs- und Sozialwissenschaften.* Weinheim und Basel: Beltz, S. 9–14.
- Eßer, Florian/Schär, Clarissa/Schnurr, Stefan/Schröer, Wolfgang (2020): *Partizipative Forschung in der Sozialen Arbeit. Zur Gewährleistung demokratischer Teilhabe an Forschungsprozessen.* Sonderheft 16. *Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik.* Lahnstein: Verlag neue praxis.
- Fine, Michelle (2009): Postcards From Metro America: Reflections on Youth Participatory Action Research for Urban Justice. In: *The Urban Review* 41, H. 1, S. 1–6.
- Fine, Michelle/Torre, María Elena (2006): Intimate Details. Participatory Action Research in Prison. In: *Action Research* 4, H. 3, S. 253–269.
- Fricker, Miranda (2010): *Epistemic Injustice: Power and the Ethics of Knowing.* Oxford: Oxford University Press.
- Gilligan, Carol (1983): *In a Different Voice: Psychological Theory and Women's Development.* Cambridge: Harvard University Press.

- Götsch, Monika/Klinger, Sabine/Thiesen, Andreas (2012): „Stars in der Manege“? Demokratietheoretische Überlegungen zur Dynamik partizipativer Forschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung 13, H. 1, Art. 4.
- Haraway, Donna (1996): Situiertes Wissen: Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Scheich, Elvira (Hrsg.): Vermittelte Weiblichkeit: Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg: Hamburger Edition, S. 217–248.
- Harding, Sandra (1994): Das Geschlecht des Wissens: Frauen denken die Wissenschaft neu. Frankfurt a. M.: Campus.
- Honneth, Axel (2000): Pathologien des Sozialen. Tradition und Aktualität der Sozialphilosophie. In: ders. (Hrsg.): Das Andere der Gerechtigkeit. Aufsätze zur praktischen Philosophie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 11–69.
- Honneth, Axel (2003): Umverteilung als Anerkennung. Eine Erwiderung auf Nancy Fraser. In: Fraser, Nancy/Honneth, Axel (Hrsg.): Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch – philosophische Kontroverse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 129–224.
- Jaeggi, Rahel (2013): Kritik von Lebensformen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kemmis, Stephen/McTaggart, Robin (2005): Participatory Action Research: Communicative Action and the Public Sphere. In: Denzin, Norman/Lincoln, Yvonna (Hrsg.): The Sage Handbook of Qualitative Research. Thousand Oaks: Sage, S. 559–603.
- Mayrhofer, Hemma/Waechter, Natalia/Pfleglerl, Johannes (2019): Participatory Research in Social Work between Aspiration and Reality. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 44, H. 3, S. 1–8.
- Mies, Maria (1978): Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel Gewalt gegen Frauen. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis 1, H. 1, S. 41–63.
- Minkler, Meredith/Wallerstein, Nina (2008): Introduction to Community-Based Participatory Research. New Issues and Emphases. In: dies. (Hrsg.): Community-Based Participatory Research for Health: From Processes to Outcomes. San Francisco: Wiley, S. 5–23.
- Naples, Nancy (2003): Feminism and Method: Ethnography, Discourse Analysis, and Activist Research. New York and London: Routledge.
- Noffke, Susan E. (2009): Revisiting the Professional, Personal, and Political Dimensions of Action Research. In: Noffke, Susan E./Somekh, Bridget (Hrsg.): The Sage Handbook of Educational Action Research. Thousand Oaks: Sage, S. 6–23.
- Reason, Peter/Bradbury, Hilary (Hrsg.) (2001): Handbook of Action Research. Thousand Oaks: Sage.
- Schuppener, Saskia/Buchner, Tobias/Koenig, Oliver (2016): Einführung in den Band: Zur Position Inklusiver Forschung. In: Buchner, Tobias/Koenig, Oliver/Schuppener, Saskia (Hrsg.): Inklusive Forschung. Gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten forschen. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, S. 13–21.
- von Unger, Hella (2014): Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS.

I Kritische Theorien partizipativer Forschung

Reflexivität als Mantra?

Voraussetzungen und Grenzen partizipativer Forschung

Sabine Flick und Katharina Hoppe

Die Sozialpsycholog_innen Michelle Fine und María Elena Torre (2019, S. 433) beschreiben in einem neueren Artikel ihren feministischen Zugang zu einer partizipativen Aktionsforschung programmatisch als eine Forschung „rooted in politics, power, participation, and a deep appreciation of knowledge, created in conditions of oppression and mobilized for social action“. Sie stellen sich damit in die lange Tradition feministischer Wissenschaft, die sich für den Stellenwert, die Voraussetzungen und Wirksamkeit einer Wissensproduktion interessiert, die Erfahrungen der Unterdrückung nicht nur einbezieht, sondern zum Dreh- und Angelpunkt der Forschung macht. Auch wir interessieren uns in diesem Beitrag für diese Form der wissenschaftlichen Wissensproduktion und die Frage, wie sich solch explizit positioniertes Wissen im Zusammenhang mit partizipativen Forschungsdesigns präziser charakterisieren lässt. Uns interessiert die Frage, welche Möglichkeiten feministischer Gesellschaftskritik partizipative Ansätze eröffnen, welche Fallstricke aber auch mit diesem Programm einhergehen. Im Anspruch partizipativer Forschung, die beforschten Subjekte systematisch in den Forschungsprozess einzubeziehen, liegen eine Reihe von Ambivalenzen und in dieser Forschungstradition bislang weitgehend ungeklärte epistemologische Voraussetzungen. Um dieses Spannungsverhältnis zu erschließen und kritisch einzuordnen, werden wir Traditionslinien feministischer partizipativer Forschung und feministische Epistemologien, die sich mit den Prämissen feministischer (wissenschaftlicher) Wissensproduktionen beschäftigen, in ein Gespräch bringen.

Partizipative Forschung ebenso wie partizipative Aktionsforschung lassen sich zunächst und sehr grundlegend – unter Vernachlässigung aller Unterschiedlichkeiten in den heutigen Ausrichtungen und Anwendungen – als Forschung begreifen, die „die soziale Wirklichkeit partnerschaftlich erforschen und beeinflussen“ (von Unger 2014, S. 1) möchte. Die zukünftigen Forschungspartner_innen werden nicht als „judgemental dopes“ (Garfinkel 1984, S. 75) entworfen, sondern als „reflexive Akteure“ (Celikates 2009, S. 18). Partizipative Forschung verfolgt vor diesem Hintergrund einen dreifachen Anspruch: Ers-

tens möchte sie in aktiver Zusammenarbeit mit Akteur_innen des alltäglichen Lebens gemeinsam forschen und nicht über sie. Dadurch sollen die Akteur_innen auch Kontrolle, also Ownership über die Daten erhalten (Bergold 2017, S. 3). Zweitens soll diese Forschung die Lebenswelt der beforschten Akteur_innen nicht nur interpretieren und analysieren, sondern sie soll dadurch in diese eingegriffen und diese verändern. Drittens soll durch die Erfahrung der Forschung und die dadurch begründete Veränderung der eigenen sozialen Lebenssituation auch das eigene Selbstverständnis der aktiv an der Forschung beteiligten Personen verändert werden. In dieser Weise würden sie dazu befähigt, sich nicht länger als Opfer sozialer Umstände wahrzunehmen. Vielmehr soll partizipative Forschung ein Empowerment der Akteur_innen vorantreiben.

Gerade der Aspekt des Empowerments ist für die feministischen Traditionslinien partizipativer Aktionsforschung von herausgehobener Bedeutung. Sie kritisieren an der herkömmlichen Sozialforschung latent paternalistische Einstellungen, da diese ihre Analysen zwar auf die „Unterdrückten“ ausrichte, dadurch aber eher zu deren fortlaufender Viktimisierung beitrage, anstatt sie zu bemächtigen, ihre Lebensbedingungen zu verändern. Die meisten feministischen Beiträge unterscheiden daher zweierlei Validitäten, also Kriterien, um zu überprüfen, ob das, was man untersuchen wollte, auch untersucht wurde: Erstens die *impact validity* als das Ausmaß, in dem die Forschung potenziell sozialen und politischen Wandel in Gang setzt oder für Aktivismus nützlich sein kann (Massey/Barreras 2013, S. 1). Zweitens gilt es, die *construct validity* zu überprüfen, also das Vermögen der gewonnenen Konzepte und Analysen, die Wirklichkeit angemessen darzustellen (Fine/Torre 2019). Wichtigstes Gütekriterium, das lässt sich allen Differenzen der partizipativen Ansätze zum Trotz sagen, ist das der Reflexivität. Diese soll dauerhaft eine kritische Begleitung der eigenen Forschendengruppe und deren Wissensproduktion ermöglichen. Partizipative Forschung beansprucht somit durch die Reflexion vorhandener Asymmetrien und Differenzen, diese „in den Griff zu bekommen“ und zu überwinden (von Unger 2014, S. 86). Konkret bedient sich die partizipative Forschung überwiegend klassischer Methoden qualitativer Forschung, aber auch quantitative Analysen können, etwa durch die kollaborative Konzeption von Fragebögen, partizipativ gestaltet werden.

Die normative und epistemologische Haltung der feministischen partizipativen Aktionsforschung lässt sich analog zum Anspruch der Kritischen Theorie deuten, durch eine Kritik der Verhältnisse eine Veränderung derselben in Gang zu setzen. Klassische Ansätze der Kritischen Theorie erweisen sich in diesem Anspruch allerdings nicht selten als paternalistisch. Überdies bleibt oft undefiniert, was in wessen Sinne „zum Besseren“ hin verändert werden soll. Die methodologische Perspektive einer normativen Rekonstruktion, wie sie zuletzt im Feld Kritischer Theorien diskutiert wurde, versucht diesem Dilemma zu begegnen, indem die dem jeweiligen Material oder den jeweiligen Phänomenen inhä-

renten normativen Maßstäbe erschlossen und immanent in Beziehung gesetzt werden (vgl. Honneth/Sutterlüty 2011; Celikates 2009). Durch dieses Vorgehen soll der Anspruch eingelöst werden, Kritik nicht von außen heranzutragen, sondern an den rekonstruierten normativen Maßstäben selbst auszurichten. Während die Kritische Theorie jedoch über keine eigene, konsistente Methode für die Sozialforschung verfügt, um einem solchen Anspruch im Feld gerecht zu werden, etabliert sich die partizipative Forschung zunehmend als eigenständige Methodologie. Ihr zentraler Gedanke liegt darin, durch eine radikale Demokratisierung des Forschungsprozesses nicht allein theoretisch relevante Erkenntnisse zu erzielen, sondern durch den Einbezug Beforschter in den Forschungsprozess zugleich Veränderungen ihrer lebensweltlichen Bedingungen zu ermöglichen. Im Idealfall entscheiden alle Forschungspartner_innen gemeinsam in einem Einigungsprozess darüber, was in welcher Weise gemacht wird, welchen Themen und Bedarfen die Aufmerksamkeit gelten soll und was der Fluchtpunkt der gemeinsamen Forschung ist (vgl. Bergold 2017). Beim genaueren Hinsehen erweist sich dieser Anspruch in der Praxis allerdings nicht nur als äußerst voraussetzungsvoll, sondern birgt auch Gefahren, die eigenen Ansprüche einer solchen Demokratisierung des Forschungsprozesses zu konterkarieren.

Ziel dieses Beitrags ist es, die Probleme feministischer partizipativer Aktionsforschung herauszuarbeiten, indem wir die (oft impliziten) epistemologischen Voraussetzungen eines solchen Forschungsprogramms freilegen. Dafür werden wir mit der Traditionslinie feministischer Standpunkttheorien einen zentralen Bezugspunkt der partizipativen Ansätze aufgreifen. Bislang werden diese erstaunlich wenig mit der breiteren feministisch-epistemologischen Tradition in Verbindung gebracht, obwohl gerade standpunkttheoretische Einsätze immer einmal wieder als Stichwortgeber_innen aufgegriffen werden. Die Befragung feministischer Standpunkttheorien, die ebenfalls in sehr unterschiedlicher Weise von einem epistemischen Privileg der Unterdrückten ausgehen, verspricht eine vertiefte Auseinandersetzung mit den erkenntnistheoretischen Voraussetzungen partizipativer Forschung, die uns zu einer (teilweisen) Zurückweisung dieser Tradition als emanzipatorisches Projekt führt.

Sowohl die partizipative Forschung als auch feministische Standpunkttheorien sind vor dem Hintergrund des oben skizzierten Anspruchs kritisch-rekonstruktiver Forschung begründungsbedürftig, da sie erstens den Standpunkt der Unterdrückten privilegieren und zweitens davon ausgehen, dass dieser den am stärksten von sozialer Ungleichheit Betroffenen auch als solcher reflexiv verfügbar ist respektive verfügbar gemacht werden kann. Im Folgenden nehmen wir die feministische Erkenntnistheorie in den Blick und diskutieren ihren Niederschlag in feministischer partizipativer Forschung daher vor dem Hintergrund dieser Legitimationsbedürftigkeit und fragen nach möglichen Problemen dieser Tradition. Dazu stellen wir zunächst die Programmatik feministischer

partizipativer Forschung näher vor (1), woraufhin wir Entwicklungslinien feministischer standpunkttheoretischer Interventionen skizzieren (2). Dies ermöglicht es uns in einem weiteren Schritt, die erkenntnistheoretischen Herausforderungen und Probleme feministischer partizipativer Forschung und zwei darin wirksame Varianten von Reflexivität herauszuarbeiten (3). Ausblickend formulieren wir vor dem Hintergrund dieser Limitierungen Leitlinien, die Berücksichtigung finden müssen, um feministische Gesellschaftskritik auf der Grundlage partizipativ produzierten Wissens betreiben zu können (4).

1. Feministische partizipative Aktionsforschung: „No Research on Us Without Us“

Partizipative Forschung folgt dem Anspruch, der in dem gleichermaßen knappen wie treffenden Slogan „No Research on Us Without Us“ steckt (Fine/Torre 2019, S. 435). In ihrer kritischen Auseinandersetzung mit früheren Ansätzen dieser Tradition hat besonders Patricia Maguires dem Programm Ende der 1980er Jahre eine feministische Wendung gegeben. Ihr Anliegen ist es, mit Zugängen partizipativer Forschung Modi hegemonialer Wissensproduktion zu verabschieden und einem positivistischen Wissenschafts- und Methodenverständnis eine Absage zu erteilen. Um den Unterschied zur konventionellen Forschung deutlich zu machen, zeigt sie entlang von sechs Dimensionen, was es bedeutet, Konzepte wie Objektivität und Distanz im Forschungsprozess zugunsten einer partizipativen und darin auch feministischen epistemischen Haltung zu verwerfen (Maguire 1987, S. 17 ff.). Im Zentrum dieser Haltung steht eine permanente Bearbeitung der Frage: Warum wird von wem für wen welches Wissen produziert? Maguire bezieht sich in ihrer ersten Dimension zur Frage der Objektivität und Subjektivität im Forschungsprozess auf die Haltung der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule und ihre Kritik am Positivismus hegemonialer – oder traditioneller (vgl. Horkheimer 1937/1988) – Sozialforschung, die der Ansicht sei, in der Realität befindliche, wahre Tatsachen seien als Sozialforscher_in lediglich aufzusuchen und widerzuspiegeln (vgl. Adorno 1969). Maguire stellt diesem Wissenschaftsverständnis dasjenige der partizipativen Forschung entgegen, „to propose that an objective social reality exists external to human consciousness and creation is to deny that social reality is humanly and socially constructed“ (Maguire 1987, S. 18). Die Behauptung Sozialforschung verpflichte sich stets zur Objektivität, so Maguire, sei vor dem Hintergrund der sozial konstruierten „Natur“ gesellschaftlicher Phänomene pure Ideologie.

Diese Annahme ist verbunden mit einer zweiten Dimension, die die Frage von Nähe und Distanz im Forschungsprozess betrifft. Maguire zufolge kann die von der hegemonialen Wissensproduktion im akademischen Wissensbetrieb

geforderte Objektivität und Distanz zum Forschungsgegenstand in „extreme detachment and alienation“ (ebd., S. 20) vom Forschungsfeld münden. Demgegenüber proklamiert die partizipative Forschung, dass nur eine emphatische Nähe zu diesem bedeutsame Einsichten ins Feld und in die Lebenswelt von Menschen beitragen könne. Wenig überraschend grenzt sich die partizipative Forschung – und dies ist die dritte Dimension von Maguires Programm – von jeglichen Universalitätsansprüchen ab und hinterfragt die Messbarkeit von Leben in der quantitativen Forschung als vierte Dimension: Demgegenüber geht es um eine Aufwertung des Einzelfalls. Ein Argument, das sich inzwischen auch in der qualitativen Forschung als Grundlage etabliert hat (vgl. Flick/von Kardorff/Steinke 2008). Weiterhin beschreibt Maguire die herkömmliche Forschung in ihrer fünften Dimension als Instrument der sozialen Kontrolle, da sie hegemoniale Wissensbestände stabilisiere. Die feministische partizipative Forschung möchte die Individuen vielmehr mit lokaler Selbstbestimmung ausstatten. Schließlich resultiert der generelle Anspruch eines solchen Forschungsprogramms als sechste Dimension in der Annahme, Unparteilichkeit in der Forschung, wie vom herkömmlichen Modell gefordert, sei nicht möglich. Daher gelte es, die Tatsache, dass „[r]esearchers produce knowledge and knowledge, regardless of its form, is power“ (Maguire 1987, S. 24), ernst zu nehmen und stets die Offenlegung der Interessen an der Forschung zu fordern und zu betreiben.

In ihrer Studie über das Selbsterleben von Frauen, die häusliche Gewalt erfahren, wird Maguires zentrales Anliegen deutlich. Dieses liegt weniger darin, *capacity building* zu fördern, also Hilfe zur Selbsthilfe anzustoßen, sondern eher in dem Versuch, durch Beteiligung an Forschung eine veränderte Selbstwahrnehmung zu evozieren. Diese soll es erlauben, zu reflektieren, wie sehr das eigene Sein durch strukturelle Bedingungen geprägt ist (vgl. ebd.). Dieser Anspruch auf *consciousness raising* wird politisch begründet: In einem gemeinsamen Prozess, der verspreche, die eigene Lage ins Bewusstsein zu rufen, wird eine in der Situation begründete Individualisierung aufgehoben – das Problem kann als „public issue“ statt als „personal trouble“ soziologisiert werden (zu dieser Unterscheidung siehe Mills 1959, S. 8). Dies wiederum ist der Auftakt für Solidarität oder kann es zumindest in Maguires Augen sein. Das Selbstverständnis der partizipativen Forschung Maguires ist ein differenzfeministisches, da sie der herkömmlichen Sozialforschung wie auch der bereits während des Erscheinens ihres Buches etablierten Aktionsforschung diagnostizierte, den Besonderheiten der Lebenswelten von Frauen nicht gerecht zu werden. Eine sich als feministisch verstehende partizipative Aktionsforschung soll daher neben den Ansprüchen der partizipativen Forschung ein besonderes Augenmerk auf die vergeschlechtlichten Lebensrealitäten legen und dabei sowohl sensibel für geschlechtergerechte Sprache sein als auch genauer berücksichti-

gen, wie Frauen und Männer von den partizipativen Projekten profitieren (Maguire 1987, S. 53 f.).

Der feministische partizipative Ansatz wurde in unterschiedlichen Kontexten weiterentwickelt. Eine wichtige Spielart der Aktionsforschung hat sich inzwischen unter dem Label „Betroffenenkontrollierte Forschung“ etabliert. Der von Beresford und Wallcraft 1997 in die Diskussion eingeführte Term „survivor led research“ (siehe dazu auch den Beitrag von J. Russo in diesem Band und Sweeny et al. 2009) zielt auf den systematischen Einbezug von Erfahrungswissen in die Forschung und etablierte sich vor allem im Feld der „Mad Studies“ (Ingram 2008). Diese Forschungen versuchen sich von biomedizinischer Standardforschung abzugrenzen; ihr wichtigstes Feld sind psychische und psychiatrische „Krankheiten“. Sie geben einem qualitativen Paradigma Vorrang und gründen dabei auf der Annahme, jede Forschung sei „[...] inevitably based on who we are, how we come to each other as researchers and/or the subjects of research, and the essential ‚subjectivity‘ of human relationships, including research relationships“ (Beresford/Rose 2009, S. 12). Mit anderen Worten, analog zum Selbstverständnis partizipativer Forschung soll hier das Subjekt-Objekt-Verhältnis in der Forschung insofern transformiert werden, als das „Forschungsobjekt“ nicht länger passiv erscheint, sondern Forschungen gemäß eines Subjekt-Subjekt-Verhältnisses organisiert werden (vgl. Russo 2012). Zentral für diese „Subjektivierung“ ist, die eigene Erfahrung als Quelle von *first person knowledge* zu berücksichtigen und eben nicht, wie in hegemonialen aber auch anderen partizipativen Forschungssettings, als Wissen der Anderen, also als *third person knowledge* (ebd.).¹ Einer spezifischen Methode oder Methodologie sieht sich der Ansatz betroffenenkontrollierter Forschung nicht verpflichtet. Vielmehr sollen alle Methoden jeweils auf ihre Möglichkeit hin befragt werden, wie sie den herkömmlichen Ausschluss von Überlebenden in der Wissensproduktion herausfordern (vgl. Sweeny et al. 2009).

An die dezidiert feministische Perspektive Maguires schließt Nivedita Prasad an, die eine der ersten Wissenschaftler_innen ist, die die feministische partizipative/partizipatorische Aktionsforschung in den deutschen Diskurs einbrachte. Ihr zufolge geht es einem partizipativen Zugang in der Forschung darum, „anzuerkennen, dass der persönliche Hintergrund jeder forschenden Person die Forschung beeinflusst“ (Prasad 2020, S. 26). Daher fordert sie als Teil des Forschungsprozesses, das eigene Verwobensein, die eigene Positiona-

1 Das Wissen der ersten Person verändert die Konzepte im Feld von Psychiatrieerfahrungen. „Notlage“ oder „Krisensituation“ lösen Begriffe von psychischer Krankheit ab, soziale und bisweilen spirituelle Modelle werden anstelle von medizinischen Konzepten zur Erklärung herangezogen. Das Hören von Stimmen beispielsweise wird als eigenständige Erfahrung und nicht allein Ausdruck von Krankheit interpretiert.

lität zu reflektieren und aus dieser Reflexion heraus jegliche Objektivität aufzugeben, um stattdessen parteilich zu sein. Hier wird also die für die feministische Debatte der 1970er und 1980er Jahre zentrale Idee der Parteilichkeit in den Mittelpunkt gestellt, ohne die eine gegenhegemoniale Wissensproduktion nicht möglich sei. Kern der Debatte um Parteilichkeit, wie sie in Deutschland vor allem durch Maria Mies' „methodische Postulate“ angestoßen wurde (1978), ist die Verbindung von Forschung und politischem Engagement im feministischen Sinne. Elisabeth List bringt es auf den Punkt: „Wenn feministische Kritikerinnen behaupten, daß traditionelle wie zeitgenössische Idealbilder von Wissenschaft eng verbunden sind mit Vorstellungen von Männlichkeit, rütteln sie am Fundament der wissenschaftlichen Weltanschauung, nämlich an der Objektivitätsdoktrin“ (List 1990, S. 159).

Die gegenwärtig wohl bekanntesten Vertreterinnen kritischer feministischer partizipativer Aktionsforschung und eingangs zitierten Wissenschaftler_innen Michelle Fine und Elena Torre schließen an diese Perspektiven an: „We believe firmly that people who experience injustice must have a seat at the research table“ (Fine/Torre 2019, S. 435). Vier Aspekte verknüpfen sie mit diesem normativen Anspruch, der eine partizipative Forschung – der Selbstbezeichnung nach – *kritisch* macht: Zunächst und zuvorderst soll diese eine permanente Reflexion der Diversität der beteiligten Forscher_innengruppe und deren Wissensproduktion ermöglichen. Dabei soll zweitens dasjenige Wissen privilegiert werden, welches von denjenigen produziert wird, „who have been most adversely affected by injustice“ (ebd.), wobei zugleich kein Konsens angestrebt werden soll, sondern die Forscher_innengruppe es aushalten kann und muss, mit verschiedenen Perspektiven zu arbeiten. Drittens soll kritische partizipative Aktionsforschung eine Forschung sein, die „of use“ (ebd.) ist. Kritische partizipative Aktionsforschung verstehen sie als eine Haltung, die anstrebt, Forschung mit und nicht über Menschen durchzuführen. Dementsprechend sollen Forschungen von denjenigen durchgeführt und kontrolliert werden, die am stärksten negativ von Ungerechtigkeit betroffen sind. Dies allein ermögliche es, so die Autor_innen in Anlehnung an die standpunkttheoretische Perspektive Sandra Hardings (1993), eine „strenge Objektivität“ der Daten zu erreichen, da nur eine selbstreflexive Forschung eine robuste gegenhegemoniale Evidenz produzieren könne. Dazu gehöre auch, anders als in herkömmlicher Forschung, sich gemäß der Foucault'schen Genealogie stets kritisch und historisierend mit existenten Konzepten zu beschäftigen, um eine Konstruktvalidität erreichen zu können (vgl. Foucault 1976).

Eine ganze Reihe der methodologischen Prinzipien und Ansprüche feministischer partizipativer Aktionsforschung lesen sich zunächst wie eine Operationalisierung feministischer Standpunkttheorien und ihrer epistemologischen Prämissen. Zugleich fehlt bislang weitgehend ein ernsthafter Dialog dieser beiden Traditionslinien. Im Folgenden wollen wir einen Überblick über einschlä-

gige standpunkttheoretische Argumente geben, um daran anschließend die Potenziale und Grenzen der partizipativen Aktionsforschung zu diskutieren.

2. Feministische Standpunkttheorien: vom epistemischen Privileg der Unterdrückten zur Verknüpfung partialer Perspektiven

Feministische Standpunkttheorien stellen eine reiche und vielstimmige Denkbewegung innerhalb feministisch-kritischer Theorien dar. Deutlich in einer marxistischen und teilweise auch psychoanalytisch informierten Perspektive zu verorten, haben es sich diese Ansätze in der einen oder anderen Weise zum Ziel gesetzt, die Voraussetzungen einer kritischen Wissensproduktion zu bestimmen, die marginalisierte Perspektiven stärkt (vgl. überblickshaft Harding 2004). „[B]essere Darstellungen der Welt“ (Haraway 1995, S. 78) sind das erklärte Ziel solcher Ansätze, in denen zur Geltung gebracht werden soll, dass Objektivität etwas mit Positionierung und in den Ansätzen, die wir im Folgenden vorstellen wollen, auch mit *kritischer* Positionierung zu tun hat.

Nancy Hartsock schlägt bereits 1983 vor, sich die marxistische Annahme eines epistemologischen Privilegs der Unterdrückten für ein feministisches, historisch-materialistisches Projekt anzueignen (Hartsock 1983, S. 283). Sie geht von der These aus, dass analog zum Standpunkt des Proletariats in Marx' Analyse des Kapitals das Leben von Frauen einen privilegierten Ausgangspunkt mit sich führt, durch den ein Fundament für die Kritik phallogozentrischer Institutionen und einer patriarchalen Gesellschaftsordnung gelegt werden kann. Hartsock arbeitet fünf Voraussetzungen des feministischen Standpunktes als epistemologisches Instrument heraus. Erstens strukturiere das materielle Leben nicht nur die sozialen Beziehungen, es setze auch Grenzen für ihr Verständnis. Zweitens sei das materielle Leben fundamental-oppositionell, d. h. in zwei verschiedene Gruppen aufgeteilt. In Herrschaftssystemen ist in solchen Konstellationen die Sicht der Herrschenden partiell und verzerrt. Drittens strukturiere diese dominante Sicht die materiellen Beziehungen, denen aber alle partizipieren müssen und dementsprechend diese Strukturen nicht einfach als falsch oder ideologisch abgetan werden können. Viertens sei demnach jede Position, jede Sicht der Unterdrückten eine Errungenschaft, die aus Kämpfen resultiert und die auf die Transformation der Verhältnisse abzielt. Fünftens schließlich mache der Standpunkt der Unterdrückten die realen Beziehungen zwischen Menschen als unmenschlich sichtbar und weise damit über die gegenwärtigen Verhältnisse hinaus (vgl. ebd., S. 285). Zugespitzt liegt Hartsocks epistemologische Grundannahme also darin, dass derjenigen Gruppe in einer Gesellschaft ein epistemisches Privileg zukommt, die aufgrund von Diskriminierungserfahrungen Standpunkte innerhalb der Herrschaftsstrukturen er-